

Deutschen Rundschau

Nr. 268. Bromberg, den 22. November 1933

Ein Mann springt in die Spree!

Roman von Nikolaus Wesel.

(21. Fortsetzung.)

„Hüten Sie sich!" rief Freese, indem er seinen Gegner mit überlegener Kraft an den Handgelenken festhielt. „Sie können jetzt nicht das wiederholen, was Sie damals im Wasser getan haben, damals war ich nicht darauf vorbereitet."

Mit einem Ruck schüttelte er ihn ab, Stuckering sank in die Knie. Allein wieder kam er hoch, sah sich mit einem irren Blick um, als suche er nach einem Gegenstand, den er als Waffe benutzen könne. Plötzlich besann er sich, war mit zwei jähen Sätzen an der Tür, verschwand und polterte die Treppen hinunter. Man hörte ihn durch den Garten laufen, dann fiel klirrend das eiserne Gittertor ins Schloß.

Freese legte den Hörer wieder auf. Er rief die Polizei nicht an, er machte auch keinen Versuch, Stuckering zu folgen, seine ganze Aufmerksamkeit wandte sich Sylvia zu.

Sie hielt mit beiden Händen ihre Augen bedeckt, jetzt sah sie auf: „Ich zitterte, er würde Ihnen etwas antun, er ist unberechenbar in seinen Ausbrüchen!" gestand sie mit erstickter Stimme, noch ganz benommen vor Schreck.

„Es ist nichts geschehen, er ist fort", beruhigte sie Freese. „Aber damit ist die Sache nicht erledigt, er könnte wiederkommen. Es war Unrecht von Ihnen, daß Sie mich nicht schon längst ins Vertrauen gezogen haben, Sie hätten sich dann wahrscheinlich viel Aufregungen erspart. Warum haben Sie denn geschwiegen?"

Sylvia zögerte. Wie sollte sie ihm das alles erklären? War sie sich denn selbst ganz klar über ihre Gefühle? „Mehrmals war ich nahe daran, Ihnen alles zu sagen — aber dann konnte ich doch wieder nicht: ich war nicht imstande, ihn zu verraten. Er ist ja doch schließlich mein Mann! Sie hätten wahrscheinlich kurzen Prozeß gemacht! Georg wollte das nicht begreifen, er ist in manchen Dingen geradezu kindlich, er drängte darauf, sich mit Ihnen auseinander zu setzen und er ließ sich nicht davon abhalten."

„So lieben Sie ihn also immer noch?"

Fast entsetzt wehrte sie sich gegen diese Möglichkeit. „Nein! Aber es gibt doch Fälle, wo man helfen muß, wo man nicht anders kann?"

Wieder, wie immer, ging ein starker Zauber von dieser Frau auf ihn aus. War er — eifersüchtig auf Stuckering? „Es ist nicht das, Sylvia! Sie hängen so sehr an ihm, daß Sie diese Türe hier zwischen Ihrem und meinem Zimmer absperrten, obschon das überflüssig gewesen wäre."

Sie sah zu Boden und schwieg. Es war das erstemal, daß er so zu ihr sprach, daß er jene Grenze, die sie beide gezogen hatten, überschritt. „Es war vielleicht überflüssig am ersten und zweiten Tag", sagte sie endlich. „Dann nicht mehr, denn Georg hat hier geschlafen. Er kam jede Nacht, ich selbst ließ ihn ein, und er ging zeitig am Morgen wieder fort. Es ist ein Wunder, daß niemand von den Leuten ihn bemerkt hat! Ich habe ihn verborgen gehalten, weil er sich sonst nirgend sicherfühlte."

Freese war wie vor den Kopf geschlagen. Darauf war er wirklich nicht vorbereitet gewesen! Fast eine volle Woche lang hatte ein Mann mit Sylvia das Zimmer geteilt, der ein flüchtiger Verbrecher war, sie mit dem Tode bedroht hatte und sie zwingen wollte, weiter ihr Schicksal an das seine zu knüpfen. Und da wagte diese Frau noch zu behaupten, sie liebe den Mann nicht, für den sie die Gefahr auf sich genommen hatte, entdeckt und in seine dreckigen Affären mit hineingezogen zu werden. Sie mimte ein Spiel, wie sie es wahrscheinlich von Anfang an getan, es war überhaupt sehr fraglich, ob sie mit Stuckering nicht von vornherein einig gewesen war und ob dieses schöne Einverständnis nicht durch einen zufälligen Streit und einen übereilten Schuß nur zeitweilig unterbrochen worden war. Was ihn, Freese, anbetraf, so hatte man ihn, nachdem er nun einmal in das Abenteuer hineingestolpert war, die Rolle eines Strohmannes zugeschoben, einer Puppe, die wieder beiseite gelegt wurde, nachdem sie ihren Zweck hatte erfüllen dürfen. Alles in allem: Sylvia war eine vollendete Schauspielerin!

Freese preßte sich ein Lächeln ab. „Fünf Tage verborgen gehalten!" sagte er. „Das haben Sie wirklich geschickt gemacht. Alle Achtung!"

„Aber welche Folter ist es gewesen!" sagte sie erschöpft.

„Nun ist es ja vorbei!" bemerkte er trocken. „Sie dürften kaum mehr in die gleiche Verlegenheit geraten. Die Türe hier kann künftig ruhig unverschlossen bleiben, Ihr Gatte wird sich vor mir nicht mehr zu verbergen brauchen, ich habe mir inzwischen die Geschichte überlegt und mich entschlossen, ihm den Platz zu räumen. Seinen rechtmäßigen Platz! Hier ist sein Paß —" er legte ihn auf den Tisch, „das Bankkonto werde ich noch heute auf Ihren Namen überschreiben lassen, und damit darf ich mich wohl endgültig verabschieden."

Ohne eine Erwiderung abzuwarten, verließ er schnell das Zimmer. Als er schon draußen war, glaubte er noch einen halberstickten Ruf zu hören, aber er kümmerte sich in seiner Erregung nicht darum, sondern verließ das Haus. Als er auf der Straße stand, atmete er tief auf: Endlich!

XX.

Jetzt brauchte Freese sich nicht mehr zu ducken und zu verbergen, in der Besorgnis, irgendein Polizistenauge könne ihn erkennen, er trug den Kopf hoch, denn er befand sich auf dem Wege zum Präsidium, wo er vorzusprechen beschlossen hatte, um ein für alle Male Klarheit zu schaffen.

Die Bank noch heute aufzusuchen, war bereits zu spät, er nahm die Untergrundbahn und fuhr zum Alexanderplatz. Als er ausstieg, fand er sich nicht sogleich zurecht: er war seit vielen Jahren nicht hier gewesen und sah alles verändert. Verschwunden waren alte Häuser, an ihrer Stelle Wolkenkratzer, Grünanlagen, Kreisverkehr. Doch der rote, riesige Backsteinbau im Hintergrund stand noch auf seinem Platz. Freese steuerte auf ihn zu.

Er trat durch den zunächstliegenden Eingang — es war ziemlich gleichgültig, wo man eintrat, denn in diesem Labyrinth das richtige Stockwerk, den Korridor und die Türe zu entdecken, schien ohnehin unmöglich — und er blieb stehen, um die an der Wand angebrachte Tafel zu studieren, die einem wenigstens einige Fingerzeige geben konnte.

Ein älterer, etwas vierschrötiger Mann mit Melonenhut und Schnauzbart schien das gleiche Ziel zu verfolgen wie er und stand neben ihm. Das dauerte zwei, drei Minuten. Da sagte der Mann mit einem Male, ohne Einleitung: „Wollen Sie bitte mitkommen!"

„Wohin denn?" fragte Freese erstaunt.

„Das werden Sie schon sehen!"

„Ich wollte doch eigentlich . . ." widersprach Freese.

Der andere schnitt ihm unfreundlich das Wort ab: „Das können Sie später vorbringen! Jetzt kommen Sie mit! Sie werden gesucht."

„Ach so . . ." Freese verstand. Er mußte lächeln. Er war also erkannt worden; eigentlich nicht allzu erstaunlich, da er sich in die Höhle des Löwen begeben hatte! Nun, es tat nichts, um so schneller kam er an die richtige Stelle.

„Ich bin freiwillig hergekommen, um . . ." doch sein Begleiter ließ sich auf keine Unterhaltung ein. „Das sagen Sie besser, wenn wir oben sind!" erwiderte er kurz.

Nach längerem Hin und Her traten sie durch eine Türe ein, die kein Schild trug. In dem Raume arbeiteten mehrere Beamte an ihren Tischen, sie sahen kaum auf. Dann ging es nebenan in ein kleineres Zimmer, wo nur ein Beamter saß.

Freeses Begleiter ging auf ihn zu und sagte ihm einige Worte ins Ohr. „Kann ich jetzt gehen, Herr Kommissar?" fügte er laut hinzu.

„Ja, gehen Sie nur, ich brauche Sie nicht mehr!" war die Erwiderung. Und darauf wandte sich der Kommissar Freese zu. Es war ein ziemlich schmächtiger Mensch mit schon stark angegrautem Haar und einer Brille. Er hatte etwas Professorenhaftes, lächelte leicht und sah eigentlich ziemlich wohlwollend aus „Sie sind doch Georg Freese?" fragte er.

„Ja, der bin ich!" gab der Gefragte ohne weiteres zu.

„Na, es ist sehr nett von Ihnen, daß Sie höchst persönlich uns hier beehren! Wir haben schon große Sehnsucht nach Ihnen gehabt. Wollten Sie sich selbst stellen?"

„Nein, das nicht! Dazu hatte ich keinen Anlaß! Ich kam lediglich, um mir meinen Paß wieder zu holen, den der von Ihnen gesuchte Banknotenfälscher zurückgelassen hat."

„Und woher wußten Sie das?"

„Ich hatte es zufällig erfahren. Von einem Journalisten!"

„Was Sie nicht sagen! Wie heißt denn der Herr?"

Freese besann sich: „Warten Sie mal . . . er heißt . . . zu dumm, jetzt im Augenblick will mir sein Name nicht einfallen! Aber das ist wohl auch nicht so wichtig."

„So? Vergessen? Bedauerlich! Es wäre aber doch nicht so ganz unwichtig gewesen, Herr Freese! Nun, setzen Sie sich! Wir werden uns ja doch einige Zeit miteinander unterhalten müssen."

Freese rückte sich einen Stuhl zurecht. Ihm war beinahe froh zumute, endlich konnte er sich's von Herzen reden, was ihn seit Wochen belastet hatte, er konnte sich von diesem ganzen Wirrwarr freimachen. Er war bereit, Auskunft zu geben, ja er brannte geradezu darauf.

„Also Sie behaupten, daß Ihr Paß von fremder Seite unrechtmäßig gebraucht wurde?" begann der Kommissar das Verhör.

„Ja, ich selbst habe mit der Sache nicht das Geringste zu schaffen."

„Wo ist denn Ihr Paß gestohlen worden? Oder haben Sie ihn verloren?"

„Weder das eine noch das andere! Als ich nach Berlin kam, sah ich einen Mann in die Spree springen. Er hatte sich vorher seines Rockes entledigt. Ich sprang ihm nach, um ihn zu retten, ich warf ebenso wie er vorher meinen Rock ab. Ich wurde herausgezogen, den anderen bemerkte man nicht, es war bereits finster und man gab mir irrtümlich den fremden Rock. Später holte er sich dafür den meinen, er war selbst ans Land geschwommen. In jedem Rocke steckte ein Paß und so kam die Geschichte zustande."

Der Kommissar schmunzelte: „Das ist ja höchst wunderbar! Aber wissen Sie, Herr Freese, sehr glaubhaft ist es nicht! Haben Sie denn die Verwechslung nicht gleich gemeldet? Das ist doch das erste, was man in einem solchen Falle tut."

„Nein, ich sagte nichts. Man hatte auf dem Revier, bevor ich recht zu mir kam, schon die Personalien nach dem anderen, auf den Namen Georg Stuckering lautenden Paß eingetragen, und als ich endlich die Verwechslung merkte, erhob ich keinen Widerspruch, weil ich fürchtete, mich verdächtig zu machen. Leider! Ich habe das nachträglich oft bereut."

„Aber wo ist denn nun der Paß? Ich meine den Paß, der damals in Ihre Hände fiel?"

„Den habe ich leider nicht mehr!" gestand Freese.

„Das ist aber merkwürdig! Sie sind ja vom Pech verfolgt."

„Ich habe ihn heute seinem eigentlichen Inhaber zurückgegeben."

Der Kommissar lachte. „Heute? Gerade heute? Fabelhaft! Wie sich das so trifft! Also dem Mann, der nach Ihrer Behauptung das Karnickel sein soll?"

„Ja, ihm!" Freese fand die Geschichte gar nicht lächerlich.

„Und wie kamen Sie dazu?"

„Er hat mich aufgesucht."

„Er hat Sie selbst aufgesucht? Und Sie ließen ihn nicht gleich festnehmen?"

„Ich wollte es tun und war dabei, die Polizei anzurufen, inzwischen ist er aber geflüchtet."

Der Kommissar schüttelte ärgerlich den Kopf: „Das ist die wildeste Räubergeschichte, die mir seit langem vorgekommen ist! Ich werde Ihnen etwas sagen, Herr Freese, es hat doch wirklich wenig Zweck, wenn Sie hier solches verworrenes Zeug erzählen. Sie machen uns nur unnütze Arbeit und verschlimmern Ihre Lage. Je mehr wir mit der Sache zu tun haben, um so länger dauert es auch für Sie! Bleiben wir bei den Tatsachen: Sie haben in Stettin in der Laurentiusstraße vierzehn in einem Hofkeller eine regelrechte Fälscherwerkstatt betrieben. Und die Falsifikate, die Sie erzeugten, waren wirklich hervorragend, das muß ich Ihnen zugestehen! Prima Arbeit! Als Sie verhaftet werden sollten, waren Sie verschwunden und es muß ziemlich hastig zugegangen sein, denn Sie haben Werkzeuge, Platten, Drucke, sowie unvorsichtigerweise auch Ihren Paß zurückgelassen. Wozu leugnen Sie noch?"

„Weil ich wirklich nichts damit zu tun habe", entgegnete Freese mit der Ruhe des guten Gewissens. „Das läßt sich schließlich ja beweisen, Herr Kommissar: erstens geht aus meinem Paß hervor, daß ich am 22. September aus Newyork abgefahren bin. Ich kam am 28. September in Hamburg an, heute haben wir den 16. November. Halten Sie es für möglich, daß man innerhalb so kurzer Zeit die doch, wie ich annehme, ziemlich umständlichen Vorarbeiten für Banknotenfälschungen bewältigen kann?"

Der Kommissar blätterte in seinen Akten. „Ja, das stimmt: Sie müssen am 28. September an Land gegangen sein. Von Newyork kommend. Von dort haben Sie jedenfalls die bereits fertigen Platten mitgebracht, um die Falsifikate hier zu vertreiben, weil Sie das für weniger gefährlich gehalten haben. Und außerdem sollten weitere Falschnoten hier erzeugt werden. Die Sache war sichtlich von Haus aus recht gut organisiert." Er sagte das ohne viel Aufhebens davon zu machen. Beinahe in anerkennendem Tone.

Freese war verblüfft: bisher hatte er diese ganze Vernehmung nicht ganz ernst genommen und sich vollkommen darauf verlassen, daß es ihm gelingen müsse, mit ein paar Worten den Irrtum aufzuklären. Aber das schien gar nicht so glatt zu gehen. Im Gegenteil, alles, was er vorbrachte und für unwiderleglich hielt, schlug zu seinen Ungunsten aus. Er saß da, nicht mehr als ein Mann, der eine ihm peinlich gewordene Verwechslung richtig stellen will, sondern als jemand, der sich seiner Haut wehren muß und sich mit jedem Satze nur schwerer belastet. Er begann, unruhig zu werden.

„Ich habe mich in meinem ganzen Leben nicht mit solchen Lumpereien befaßt, sondern ehrlich gearbeitet", protestierte er heftig. „Sie müssen mir schon glauben, Herr

Kommissar! Ich kann nichts dafür, wenn die Polizei einem üblen Burschen aufgesessen ist, der sie an der Nase herumführt. Abgesehen von allem anderen, ich war nie in Stettin, sondern während der ganzen Zeit hier in Berlin. Zahlreiche Personen können dies bezeugen! Ich bewohne eine Villa draußen in Grunewald und habe mich ständig dort aufgehalten."

Der Kommissar blieb ganz ruhig. Er war an solche Gefühlsausbrüche gewöhnt, sie berührten ihn nicht, sie galten ihm höchstens als Zeichen dafür, daß der Vernommene seiner Sache unsicher zu werden begann. „Eine Villa sagen Sie? Das ist doch eine teure Angelegenheit! Woher hatten Sie die Mittel dazu?" fragte er unerschüttert.

„Indirekt durch die Erbschaft, ein Herr Belzeff hat sie vorschußweise finanziert und auf sein Betreiben habe ich die Villa bezogen."

„Ach, Belzeff! Der ist ja in Berlin nicht ganz unbekannt. Und Herr Belzeff, der doch wohl ziemlich erfahren ist, soll Ihnen Gelder in einem solchen Umfang zur Verfügung gestellt haben? Auf einen doch vielleicht unsicheren Erbschaftsanspruch hin? Oder haben Sie ihm Unterlagen geben können, Herr Freese?"

„Nein, es war für ihn mehr eine Spekulation und er glaubte, seine Rechnung dabei zu finden. Übrigens hat er zahlreiche Bilder verkauft, auch das hat ziemlich viel eingebracht."

(Fortsetzung folgt.)

Jerry, der Hund.

Skizze von G. Buetz-Dessau.

„Sie lieben Tiere nicht?"

Gelangweilt nickte sie mit dem Kopf.

„Darf man den Grund erfahren?"

Mit nachlässiger Anmut schob sie die schlanken Füße vor. „Ich finde, daß sie niemals vollkommen sauber sind."

„Gibt es nicht Eigenschaften, die diesen Mangel ausgleichen?"

„Mag sein, jedenfalls liegen mir die Menschen mehr!" Spöttisch sah sie zu ihm hoch.

Mit leicht gespannten Lippen verbiß er die Entgegnung, verbeugte sich und schritt die Stufen der Veranda hinab. Ein kurzer Pfiff befahl dem Hunde. Jerry richtete den mächtigen Oberkörper hoch, gähnte, schüttelte sich und trabte mit hängender Lefze an.

Der Puderschnee stob unter seinen Pfoten. Jerry hatte es eilig, dicht neben dem Herrn zu sein. Das schnelle Schrittmaß tat ihm wohl, und obgleich er der sicheren Meinung war, er mache sich denkbar unbeliebt, beherrschte ihn der Drang nach Freude und Betätigung so stark, daß er sein tiefes Baßbellen hervorschmettern ließ.

Zu Jerrys innerstem Entzücken fuhr ihm die Hand des Herrn als Antwort über den Kopf. Nur mühsam bezwang sich der große Hund, dem Manne nicht die Wolfstatzen vor die Brust zu stellen, eine Liebkosung, die Jerrys stürmisches Temperament immer wieder innig ersehnte. Gesittet trabte er neben seinem Herrn her. Er fühlte im Rücken den Blick, diesen höchst unangenehmen Blick der Frau, die bestimmt nichts für Jerry übrig hatte. Er hätte sie brennend gern in den Fuß gebissen oder ihr auf ähnliche Weise beigebracht, wie er zu ihr stand. Aber selbstverständlich vergaß er sich nie so weit, er knurrte seine Feindin nur an.

Es hatte zu schneien aufgehört, klingende Kälte durchzitterte die Luft. Herta Evers trat vom Fenster zurück, ärgerlich, nicht mitgegangen zu sein. Entschlossen öffnete sie die Verandatür und rief: „Halloh! Hans-Joachim, ich gehe mit."

Der Mann fuhr zusammen. Obgleich ihn das unangenehme Gefühl beschlich, wie ein dummer Junge behandelt zu sein, gelang es ihm nicht einmal, die aufzuckende Freude zu verbergen. Herta sah es sofort. Sie lächelte spöttisch. Er war eben in ihrer Hand, und wenn sie nicht bestimmt damit rechnen konnte, daß sich in der Stadt eine geeignete Partie fand — immerhin: Vorsicht, Chance halten! Herta war mittellos...

Freundlicher als sonst lächelte sie dem Manne zu. Der hauchdünne Schleier erhöhte ihren Reiz; ihr munteres Lachen machte dem Manne warm. Vergeblich legte der Hund den Zottelkopf dringender an den Mantelsaum, Herrchen merkte es nicht. Jerry kniff den Schwanz bekümmert ein, verzichtete darauf, sich weiter beliebt zu machen und trottete mißlaunig hinter den beiden her.

Sie hatten den Weg gewählt, der neben dem Fluß dem Walde zuführte, schmal, zuweilen glatt. Hans Joachim bat dringend: „Gehen Sie bitte auf meiner linken Seite. Die Böschung ist vereist, gibt keinen Halt."

Hochmütig sah sie ihn an. Sie liebte es nicht, daß man ihr Vorschriften machte, und empfand seine Worte als lächerlich. „Ich habe mir im Ski- und Schlittschuhsport je zwei Preise geholt."

Er schwieg und senkte den Kopf. Ihre freundliche Wärme zuvor hatte sein Herz beglückt, mußte er, der Tor, das leichte Band zerreißen, das die Stimmung zwischen ihnen wob? Begriff sie nicht, daß ihn nur die Sorge um sie leitete? Er glaubte ihr jede Medaille, jeden Preis! Ein heiß bewundernder Blick traf ihre Gertengestalt.

Sie nahm ihn zur Kenntnis und lächelte versöhnlich, wandte ihren rassigen Kopf ganz zu ihm hin.

Im gleichen Augenblick...

Jerry, der Hund heulte kurz auf. Dann schoß an dem Manne ein brauner Schatten vorbei, und ehe Hans Joachim noch den ersten Schritt tun konnte, der Stürzenden nachzuspringen, stand Jerry schon mit gesträubtem Fell und breit gestemmten Vorderläufen, fing den sich überschlagenden Körper auf, vergrub die Zähne im Kleiderstoff, stand zitternd unter der schweren Last, bis sein Herr sich langsam kriechend vorschob, um die Mädchenhand zu fassen.

„Jerry, Jerry, mein Hund, halt fest!" Das Tier winselte leise unter der es fast erdrückenden Last. Zehn Schritte tiefer gurgelte im rasend dahinpeitschenden Wellengang die letzte noch eisfreie Rinne des Flusses.

Die Lefze weit aus dem Hals hängend, mit zitternden Flanken hielt Jerry still. „Danke", sagte Herta spröde. Schob sich mit blassen Lippen und gewandten, schnellen Bewegungen völlig auf den Steg, ließ sich von dem Manne auf die Füße helfen, griff zum Hütchen, das fast im Nacken saß, es zurechtzurücken.

An allen Gliedern zitternd drückte Hans Joachim Jerrys Kopf an sich. „Ohne den Hund wären Sie bei dem Eisgang rettungslos ertrunken."

Er schauderte. Jerry rieb sich an seinem Knie, stolz auf sich, da er die Verhaßte doch nicht im letzten Augenblicke biß, nur kräftig das Kleid erfaßte.

„Ich hätte Sie nicht zu retten vermocht. Jerry, mein Hund!" Die ganze Liebe zu der Frau lag in dem Ruf.

Sie ordnete an ihrem Kleid und mühte sich um gefaßte Haltung; da sah sie den Riß, den Jerrys Zähne ausgiebig vollbracht. Empörung warf ihr den Nacken zurück. „Der Köter zerriß mir das ganze Kostüm. Sehen Sie her, alles in Fetzen! Das dritte Mal erst getragen." Zorntränen zu verbergen wandte sie sich ab. Kein Blick traf den Hund.

Stumm nahm der Mann die Seite, die dem Fluß zu lag. Sie schwiegen beim schnellen Gang. Nur einmal warf er hin: „Sie haben Haltung gezeigt. Das muß der Neid Ihnen lassen."

Sie fühlte sich geschmeichelt und dennoch verwirrt. Sekundenlang sah sie ihn fragend an. War es Anerkennung oder klang es nach Hohn? Sie wollte forschen, doch dem Verliebten gegenüber erschien ihr solcher Zweifel lächerlich. Jerry trottete hinter ihnen drein, ab und zu durch den ärgerlichen Geruch eines Kaninchenloches heftig gestört.

Am Abend dieses Tages saß sich Herta Evers mit der Dame des Hauses allein am Tisch. „Mein Sohn läßt sich entschuldigen. Geschäftsangelegenheiten riefen ihn fort. Er hofft, Sie fühlen sich nach dem Unfall wohl."

Fräulein Evers bejahte mit betonter Deutlichkeit. — Eine Sekunde hatte sie gestutzt. — Unfug, die gute Chance war ihr keineswegs entgangen!

In der Inspektorwohnung des Gutes saß der Besitzer und kraute seinem mächtigen Schäferhund den Kopf. Jerry, vor Glückseligkeit völlig außer sich, verdrehte die Augen und japste nach Luft. Seine breiten Vorderpfoten lagen auf den Knien des Herrn. Verliebt angelte die rote Zunge nach Herrchens Ohr.

„Jerry, Prachtkerl, hast heute nicht nur ein Menschenleben gerettet, hast deinem Herrn den größten Dienst er-

wiesen, hast ihm gezeigt, daß eine schöne Maske selbstsüchtige Herzlosigkeit verbarg. Hattest mit deiner Abneigung, die mich oft verdrossen, schon recht, mein kluger Hund!"

In diesem Augenblick hatte Jerry endlich das Ohr erfaßt. Aufgelöst vor Hundeglück drückte er seinen klugen Wolfskopf gegen den Hals des Herrn.

Der Schelm vom Rhein.

Heitere Skizze von **Alfred Petto.**

Einem reichen Kaufmannssohn vom Rhein fehlte es bei aller angeborenen Schalkigkeit und Helläugigkeit nicht an Kronen und Laubthalern, dem Erbteil seines Vaters. Er ließ sich um die Mitte des vorigen Jahrhunderts in eines der österreichischen Regimenter anwerben, das nach dem Prinzen von Salerno getauft war und in der ganzen Armee wegen der Buntheit seiner Uniform in hohem Ansehen stand. Der abenteuerhungrige Bursche knauserte nicht mit Zechgelagen und Freigebigkeiten mancherlei Art; da das Geld aber nach einem alten Sprichwort hinkend eingeht und tanzend forthüpft, so war er bald auf dem Grunde seines Säckels angelangt, und es geschah ihm obendrein das Ungemach, daß er in den Banater Sumpfgebieten an einem tückischen Wechselfieber erkrankte. Man schaffte den Kranken, dessen Leben nicht einen roten Heller mehr wert war, in die Hütte eines Schafhirten in Futtack, wo man gerade Quartier bezogen hatte, machte ihm eine Lagerstatt aus Stroh und Zelttüchern zurecht und überließ ihn seinem Sterben. Da wurde er noch einmal, vor der Türe des Todes, der Schelm und Eulenspiegel, der ein falsches Geldstück unter die gaukellustige Schar der Gaffer warf, damit sie sich seinetwegen auf dem Boden wälzten und die Köpfe verschlügen. Er ließ den Regimentsauditor rufen und erklärte ihm mit frommer Miene, es gehe mit ihm zu Ende; aber bevor er sterbe, wünsche er das Haus seines Lebens zu bestellen und sich allen denjenigen dankbar zu erweisen, die ihm lebtags Gutes erwiesen hätten.

„Daher möchte ich Sie bitten, Herr Auditor, meinen letzten Willen zu beurkunden. Meine Mutter starb vor Jahresfrist. Ich habe einiges zu hinterlassen."

Der Auditor richtete eine notdürftige Schreibgelegenheit her und fragte, was also sein letzter Wille sei...

„Erstlich vermache ich dem Herrn Obristen fünfzehntausend Gulden, er war ein menschenfreundlicher Führer des Regiments!"

Der Auditor blickte ihn argwöhnisch an. „Ist das Ihr ehrlicher und wahrhaftiger Wille?" fragte er.

„Bitte, schreiben Sie, was ich Ihnen sage!"

„Also dem Herrn Obristen fünfzehntausend Gulden", schrieb der Auditor, und sein Gesicht bekam einen grämlichen Ausdruck.

„Fernerhin", fuhr der Sterbende fort, „dem Herrn Major der mir stets ein leuchtendes Beispiel auf der Bahn der Ehre gewesen ist, zehntausend Gulden, jedem der Herren Hauptleute im Bataillon fünftausend und meinem eigenen Hauptmann insonderheit achttausend Gulden..." Der Auditor kritzelte; bei jeder Zahl zuckte er mit den Augenwimpern. Der Sterbende weiter: „Dem Herrn Oberleutnant dreitausend, dem Herrn Feldpater zweitausend Gulden und item..." Ein bellender Husten unterbrach das Sprechen.

„Und item, Herr Musketier?" drängte der Auditor.

„Dem Herrn Auditor..." Der Sterbende sann eine Weile vor sich hin, dann fuhr er mit einem flüchtigen Lächeln fort, „dem Herrn amtierenden Auditor unter der Bedingung, daß er strengstes Schweigen über diesen meinen letzten Willen bis zu seiner Eröffnung bewahrt —"

„O bitte, Herr Musketier, bei meiner Ehre!"

„Dreitausend Gulden! Das wäre alles." Er schob sich wieder unter die Zeltdecke. Aber der Herr Auditor hatte kaum die Reinschrift des Testamentes anzufertigen begonnen, als er sein Geheimnis schon mit dem Unterleutnant teilte, und noch ehe der Tag verblichen war, wußte es das ganze Regiment. Ordonnanzen und Fourierschützen wurden in Marsch gesetzt. Die Krankenstube war mit einem Male voller Grade und Orden. Man erkundigte sich angelegentlich nach dem Befinden des armen Musketiers, rief den Wundarzt, brachte Blumen und Obst. Nein, das Essen aus der Garküche taugte plötzlich für den Kranken nicht mehr. Man konnte den armen Menschen nicht eine Stunde länger auf dem muffigen Stroh liegen lassen... Wozu gab es Geschäfte in Karlowitz, in denen man Bettwäsche und Polster und Kissen und Handtücher, in denen man Delikatessen kaufen konnte, Rosolio aus Triest, Maraschino aus Zara, Karlowitzer Wermut und Ausbruch, den edlen Slibowitz, den reinsten Ofener und schmackhaftesten Menescher, Kaffee, Mais, Trüffeln, Braten und Weißbrot, um dem Kranken den Abschied von jungen Leben zu verbrämen?

Der Musketier starb nach einigen Tagen, inmitten einer Festung von Flaschen, gefüllten Schüsseln und Tellern. Der Schafhirt hatte ein paar Schlaraffiatage gehabt. Das Leichenbegängnis des großmütigen Verstorbenen war von außergewöhnlichem Gepränge. Sämtliche Vermächtnisnehmer nahmen daran teil. Der Obrist hielt eine mit Sinnbildern und klassischen Aussprüchen gespickte Grabrede, die seinen fünfzehntausend Gulden alle Ehre machte.

Die Eröffnung des Testamentes ergab, daß der geschwätzige Auditor nichts Unwahres berichtet hatte. Nun lief das Papier den vorgeschriebenen Instanzenweg: an den Hofkriegsrat nach Wien, an die Staatskanzlei, an den beim Trierischen Hofe akkreditierten Gesandten, den Grafen von Metternich, von diesem zur Kurfürstlichen Regierung zu Trier und zu guter Letzt an den Gemeindevorsteher im Heimatorte des Testators. Frage: „Wo und wie hoch ist die Erbmasse?"

Hier lag das Papier nicht einen Tag. Dann lief es den Weg der Instanzen wieder zurück, freilich mit einem kurzgefaßten Begleitschreiben des Inhalts, daß Testator keinerlei Vermögen hinterlassen habe, wenigstens nicht als Erbteil seiner jüngst verstorbenen Mutter, die durch den Leichtsinn ihres einzigen Sohnes völlig verarmt gewesen sei. Folgten Siegel und Unterschrift.

Der langen Gesichter gab es viele. Die Geschichte sprach sich herum. Durch die ganze Armee rauschte ein schadenfrohes Gelächter, von denen entfacht und geschürt, die zuvor noch auf die glücklichen Erben neidisch gewesen waren. Denn wer den Schaden hat, braucht, wie man weiß, für den Spott nicht zu sorgen.

Es gab schon immer Menschen, die selbst in ihrer letzten Stunde ihre Schelmenkraft nicht einbüßten, gleich jenem Possenreißer und weisen Tor Till Eulenspiegel, von dem das Volk erzählt, daß er noch als Toter, indes die Gaffer um seine Leiche standen, in schallendes Niesen ausgebrochen sei.



Bunte Chronik



Die Pekinger Sternwarte wird ein Museum.

Die weltberühmte Sternwarte in Peking ist in ein Museum umgewandelt und dadurch breitesten Kreisen der Öffentlichkeit zugänglich gemacht worden. Die Sternwarte wurde im Jahre 1279 von dem Mongolenkaiser Kublai Khan gegründet, mehrere Jahrhunderte bevor man in Europa an die Errichtung eines Observatoriums dachte. Die chinesischen Astronomen besaßen auch in politischer Hinsicht jahrhundertelang einen außerordentlichen Einfluß, denn die Kaiser, die „Söhne des Himmels", pflegten traditionsgemäß vor jedem bedeutsamen Entschluß die Sterne oder besser gesagt die Himmelskundigen zu befragen. Die chinesischen Astronomen und Astrologen wurden in der ganzen Welt berühmt. Fast vier Jahrhunderte hindurch wurde die Sternwarte von Muselmanen geleitet, im Jahre 1622 traten Jesuiten an ihre Stelle und übten ihr Amt bis ins 18. Jahrhundert hinein aus. Das Institut besitzt eine große Anzahl sehr wertvoller Instrumente, von denen die meisten aus Bronze oder fein ziselierten Kupfer bestehen. Bei dem sogenannten Boxeraufstand im Jahre 1900 wurde ein Teil der wertvollen Instrumente der Sternwarte gestohlen, die aber später fast vollzählig wieder zurückerlangt werden konnten.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromber[g]